

Was unsere Missionare erzählen

Was unsere Missionare erzählen

Von P. Otto Heberling, RMM.

In den letzten Wochen brachte mir die Post wieder manches Briefchen aus dem fernen Südafrika, von unseren an der vordersten Missionsfront für die Ausbreitung des Reiches unseres Königs Jesus Christus und für den Sieg der großen Sache unseres heiligen Glaubens kämpfenden, ringenden, blutenden Soldaten und opferfreudigen Aposteln. Es sind wirkliche Feldpostbriefe von Gottesstreitern und haben trotz ihrer Schlichtheit und Einfachheit einen tiefen Inhalt, haben uns allen recht viel zu sagen. Wohl uns, wenn wir die Sprache der Missionare verstehen!

Als erster soll heute P. Valentin Faulhaber RMM., der auf der Missionsstation Kwa St. Joseph im Vikariate Mariannhill tätig ist, das Wort erhalten. Er schrieb mir in einem Brief vom 13. März unter anderem folgendes:

„Vor allem aufrichtigen Dank für Ihre beiden Briefe sowie das Geld für die Heidenkinder. Nun, die Wohltäter freuen sich am meisten, wenn ich gleich ein wenig erzähle von den „Kindern“.

„Da drüben ist eine Frau frank und verlangt nach dir!“ sagte man mir eines Abends. Für den folgenden Tag war aber eine Hochzeit angesetzt. „Da ist die Trauung eben am frühen Morgen und dann gehe ich zur kranken Frau“, sagte ich. Der Bräutigam, ein neugebäckener Christ, freute sich riesig über den Bescheid, weil er schon vorher den Wunsch geäußert hatte, zu heiraten, wenn nur wenige Leute in der Kirche sind. Die Braut konnte ja auch schon in der Frühe mit dem Sonnenschirm in die Kirche kommen und auf dem Heimweg konnte sie noch ihr neues Kleid zeigen. Gesagt, getan. Die Trauung war in der Morgenfrühe. Die Braut kennen Sie. Sie ist von Ihnen getauft: Emmerentia Kumalo. Sie heiratete einen Sohn vom Xaba, unserem Nachbarn.

Nach der hl. Messe stand das Rößchen bald gesattelt da und fort ging's zur kranken Anna Maria in Esinyameni. Doch merkte ich gleich, daß die Frau nicht so frank war. So spendete ich ihr die hl. Kommunion und wollte wieder gehen. Da sagten einige Leute: „Die Frau dort drüben, die du schon öfters besucht hast, ist schlimmer frank und verlangt nach der hl. Taufe.“ Ich ritt hinüber. Tatsächlich war Gefahr da und so bereitete ich alles vor, um dem alten Mütterchen zur Himmelsherrlichkeit zu verschaffen. Da es schon ihren Namen gewählt hatte, taufte ich es auf den Namen Angelina.

Nun hieß es: „Da drüben ist noch ein alter Mann frank und er läßt Dich rufen!“ Wieder bestieg ich mein liebes Pferdchen, um auch diesen Kranken noch zu besuchen. Dort hatten sich schon mehrere Christen versammelt um einen alten Mann, der ruhig daseß, als ich ankam. Nach der üblichen Begrüßung fragte ich den Alten, was er denn von mir wolle. „Krank bin ich und will getauft werden!“ gab er zur Antwort. Weitere Verhandlungen konnte ich mit dem Alten nicht pflegen; denn er hörte fast nichts mehr und war zudem an das Zulu einer europäischen Zunge nicht gewohnt. So ließ ich ihn denn durch seinen Sohn Michael fragen, ob er an einen Gott glaube, oder ob es mehrere Götter geben könne. Da wurde der Alte bös und meinte: „Wenn ich dich gerufen habe, kannst du auch wissen, daß ich an einen Gott glaube, sonst hätte ich dich nicht rufen lassen.“ Im weiteren Verlauf ergab sich, daß er in den Hauptwahrheiten

unseres Glaubens ein wenig Bescheid wußte, da er manchmal in die Kirche gingen war. Nun galt es noch das Alter einigermaßen festzustellen. Da saß eine Frau, die an 70 Jahren zählen möchte. „Bist du älter als diese?“ fragte ich. „Die ist nur ein Kind, ich bin viel älter, alle meine Altersgenossen sind nicht mehr“, lautete sein Bescheid. Sein Sohn, der in der Schule gelernt hat, konnte einigermaßen eine Zeitbestimmung geben und meinte, sein Vater sei gegen 105 Jahre alt. So taupte ich ihn auf den Namen „Joseph“. Ein sonderbares Heidentkind, dieser 100jährige Joseph, nicht wahr! Der aber freut sich wie ein Kind, daß er Christ ist und ist stolz auf seinen Namen. Er hat darüber Krankheit und scheint's auch das Sterben vergessen.



Das „Pfarrhaus“ von St. Joseph, Südafrika, Missionarswohnung

Raum war ich daheim angekommen, da stand ein Mann da mit der Mel-
dung: „Da drüben ist ein Mann frank und verlangt nach dir.“ Wie
sonderbar, da komme ich doch gerade her! Habt ihr mich denn nicht
vorbereiten sehen?“ fragte ich. „Doch wir haben dich schon gesehen, aber —
der Mann — ist sehr frank!“ Da es nicht sehr weit war, entschloß
ich mich, sofort zu Fuß mitzugehen; denn mittlerweile hatte es zu regnen
angesangen und der Weg war zu schlüpfrig zum Reiten. Der Katechet
begleitete mich mit der Laterne. Bis wir an den Kraal kamen, war es
stockdunkel geworden. Kein Zweifel, der Mann — das sah man sofort —
war dem Tode geweiht. Doch konnte er noch ganz gut die Geheimnisse
unseres Glaubens erfassen. Während es draußen tiefe Nacht war, wurde es
Licht in der Seele. Stille Ergebung lag auf dem Angesichte dieses noch
jungen Mannes als das Taufwasser über die Stirne floß und er die Worte
hörte: Rochus, ich tauße dich . . . Nun spendete ich ihm gleich das Sterbe-
sakrament und nach einem Dankgebet verließen wir den Kraal. Nach lan-
gen Irrungen in der entzücklichen Dunkelheit kamen wir endlich daheim an,
während es jetzt in Strömen regnete. Doch was schadete es! — Drei Seelen
hatten dafür das Glück der Gotteskindschaft erlangt. Wenige Tage später
war Rochus heimgegangen und hinterließ eine Witwe mit einem Kind.

Auch Angelina folgte ihm bald in ein besseres Dasein. Die Arme hatte viel gelitten im Leben. Der 100 jährige Joseph aber ist noch guter Dinge und ist immer seelenvergnügt, wenn ich ihn besuche.

Nun die kleine Regina*) hat auch ihre Geschichte. Seit Anfang meines Hierseins fiel mir unter den Katechumenen eine Frau auf, die besonders eifrig war. Sie werden sie wohl auch noch kennen. Als die Zeit für die hl. Taufe kam, fragte ich sie, ob sie auch getauft werden wolle. Da fing sie zu weinen an und sagte, sie sei schon getauft und heiße Dominika. Sie möchte aber so gerne zu den Sakramenten gehen. Als Kind in Krankheit getauft, wuchs sie in heidnischer Umgebung wie eine Heidin auf und nahm dann einen heidnischen Buben als Mann. „Nun, dann soll der Mann eben auch lernen, um Christ zu werden. Dann macht ihr eure Ehe in Ordnung und du darfst zu den Sakramenten gehen“, erklärte ich der Frau. Da weinte die Arme wieder und sagte: „Er weigert sich zu befehren und ich kann mich nicht von ihm trennen!“ — „So bleibt dir nichts übrig, als deinen Fehlritt zu bereuen und zu beten für deinen Mann. Im übrigen suche Gott zu dienen so eifrig du kannst“, erwiderte ich der Frau. — Mehrere Monate wartete ich nun. Da die Frau immer den gleichen Eifer zeigte, erwirkte ich ihr Dispens. Dann ließ ich den Mann kommen. Wir haben hier viele Heiden, aber so einen wilden Kerl hatte ich doch noch nicht gesehen. Er versicherte: „Meine Frau kann zur Kirche gehen so oft sie will, meine Kinder sollen alle Christen werden und ich werde sie in die Schule schicken, aber ich selbst werde mich auf keinen Fall befehren!“ — So wurde der Tag der Heirat bestimmt. Der Mann kam natürlich wieder in seinem heidnischen Aufzug. Erst nach langem Bitten ließ er sich herbei, in die Kirche zu gehen, um da noch einmal sein Jawort zu geben. Nach der Heirat hat die Mutter und auch der heidnische Vater, ich möchte doch ihr Kind taufen. So taufte ich das Kind auf den Namen Regina.

Eine Elisabeth werde ich bei nächster Gelegenheit taufen. — Nun noch etwas, das Sie sicher interessiert. Am Samstag vor Septuagesima ließ mich unser Nachbar Gazi Duma, der frank geworden war, rufen und versicherte mir, nun sei für ihn die Zeit der Bekehrung gekommen. Vor wenigen Monaten noch machte ich mit dem Professor der Missionswissenschaft der Universität Würzburg, P. Thomas Ohm OSB., einen Besuch, um ihm den Typ eines richtigen Heiden zu zeigen. Auf religiöse Fragen gab er nur lachend Antwort: „Gott ist dahinten in einem Walde, aber man kann ihn nicht sehen und es ist schon alles recht mit ihm. Befehren werde ich mich, wenn es das inhliziyo (Herz) sagt.“ — Als ich ihn heute wieder über Gott fragte, sagte er klar: „Es ist nur ein Gott, und Gott ist gut!“ — Bei allen weiteren Fragen wiederholte er nur immer: „Unkulunkulu muhle, Gott ist gut!“ Nun erklärte ich ihm kurz die Geheimnisse unseres hl. Glaubens. „Ja, ich will alles tun, um Gott zu dienen; denn ich liebe Gott“, versicherte er. Ein Hindernis bestand jetzt nicht mehr; denn seine zweite Frau ist längst weg von ihm, die dritte war vor einiger Zeit gestorben. Trotzdem wollte ich ihn noch etwas prüfen und ging wieder heim, ohne ihn zu taufen. Sonntag Septuagesima war's. Der Heiland erzählt von den Arbeitern im Weinberge. „Um die 11. Stunde ging er abermals aus und fand andere stehen und sprach zu ihnen: Was stehet ihr müßig den ganzen Tag. Geht auch ihr in meinen Weinberg!“ Ohne

*) Joseph, Rochus, Regina und Elisabeth sind Namen, die von Wohltätern als Taufnamen von „Heidenkindern“ gewünscht wurden.

Zweifel ergeht der Ruf des Herrn an viele Menschen erst in elfter Stunde. So auch bei unserm Nachbar. Nach dem Sonntagsgottesdienst ging ich wieder zu ihm. „Ich muß sterben“, meinte er; „denn heute geht's schlechter als je, aber Gott ist gut.“ Nochmals unterrichtete ich ihn ein wenig. Er wußte noch verhältnismäßig viel von dem, was ich ihm tags zuvor gesagt hatte. Kanisius machte den Taufpaten. Um noch eine recht reuemütige Stimmung hervorzurufen, sangen wir das „Miserere“ in Zulu. Kindlich



Hochw. P. Franz Wojaczek, RMM.
Mariannhiller Missionspriester, am Tage der
hl. Primiz

faltete er die Hände und man sah es ihm an, daß es ihm ernst war mit einer innerlichen Befehlung. Meine Stimme zitterte vor innerer Erregung, als ich die Worte sprach: „Pius ego te baptizo . . .“ Der Missionar das wissen Sie ja selbst, gewöhnt sich sozusagen an das geheimnisvolle Wirken der Gnade in Menschenseelen. Aber heute überwältigte mich einfach das Geheimnis der Gnade, als das Taufwasser über die noch Spuren des Heidentums tragende Stirn floß. Noch vor wenigen Monaten, ja, noch vor etlichen Wochen, hüpfte und tanzte er wie ein wilder Heide, heute hat ihn

die Gnade zu Boden geworfen und er ist gläubig wie ein Kind. Fast hätte ich ihn beneiden mögen, diesen alten Sünder, der mit einem Schlag die Wohnung des dreieinigen Gottes geworden war, der in elster Stunde zur Gotteskindschaft emporgehoben und so teilhaftig wurde der unendlichen Verdienste unseres Erlössers. Doch „Gott ist gut“ und so freute ich mich herzlich mit dem alten Pius. „Gott ist so gut“, meinte er jetzt, „ich kann es gar nicht begreifen, daß ich so blind war und es nicht früher einsah, aber es war wie Nebel vor meinen Augen; doch jetzt will ich Gott dienen von ganzer Seele.“ Lange und herzlich drückte er mir die Hände beim Abschied. Lange kniete ich an diesem Abend vor dem Gnadensteller im Tabernakel. Das Erlebnis dieses Tages zwang mich nieder auf die Knie. „Gott ist gut!“ das werde ich nicht mehr so leicht vergessen können.

Als ich den Novizen bei der Rekretion erzählte, unser Nachbar habe sich befehrt und sei getauft, lachten sie und meinten, das sei unmöglich; aber der Gnade ist alles möglich. Unser Pius ist ein Held geworden und zeigt sich als ganzer Christ im Dulden. Schon beinahe zwei Monate liegt er jetzt krank darnieder, kann sich fast nicht rühren, kann fast nichts essen und nicht schlafen, nur mit leiser Stimme kann er reden. Aber freudig leuchtet immer sein Auge, wenn ich ihn besuche, voll und ganz ist er ergeben in Gottes heiligen Willen. Am letzten Sonntag habe ich ihm die letzte Ölung gespendet; denn er glaubte sein letztes Stündchen sei gekommen. Doch — „wie Gott will, Gott ist gut!“

Nun noch schnell zur Beantwortung Ihrer Fragen in Ihren letzten Briefen. Kanisius hat noch seine gewöhnliche Hütte. Er arbeitet jetzt droben am Bau. Als Katechet haben wir jetzt einen Bruder. Sie wissen ja, das liebe Geld! Am Sonntag hilft er aber noch tüchtig mit. Er ist eine treue Seele. Zu seiner großen Freude hat ihm der liebe Gott noch eine kleine Theodora geschenkt. Nathanael trägt sein Kreuz der Kinderlosigkeit. Er hat jetzt ein Kind von Verwandten angenommen. Abriens nach Ostern habe ich vor die ersten Männer und Burschen in die Marianische Kongregation aufzunehmen. Das grüne Bändchen hat eine Anzahl schon beinahe ein Jahr.

Die Mjwara (Joseph) haben ein Blechhaus und sind nicht wenig stolz darauf. Sie sind noch alle gute Christen und lassen vielmals grüßen. — Der gute alte Joseph Mdhladhla, der so oft von Ihnen träumte, ist letzten November eines sehr schönen Todes gestorben.

Die Marienmädchen sind bis jetzt noch brav geblieben. Theresia will ins Kloster. Der Vater, der alte Heide, weigert sich natürlich mit Händen und Füßen. Doch der liebe Gott wird dem guten Kind schon helfen. Im Mütterverein ist's noch beim Alten. Es wollen jetzt sehr viele eintreten.

In den Schulen geht's ganz gut voran. Hier haben wir jetzt gegen 90 Kinder. Mj Dube und die Kinder lassen vielmals grüßen. Es wird jetzt fleißig gearbeitet; denn auch die Regierung verlangt viel mehr als früher. Gegenwärtig haben wir eine sehr gute Hilfslehrerin von Maris-Stella. In St. Bernhard unterrichtet jetzt Franz Radebe. Er hat nach ihrem Weggang in der Mittelschule in Maria-Trost weitergelernt. Bis jetzt bin ich sehr zufrieden. Er hat schon beinahe 60 Kinder. In der neuen Schule zwischen Esipofu und Enyawini unterrichtet Clothilda Mtshalie. Auch da geht's voran. Nur schade, Enyawini schickt kein einziges Kind. Ob da Stammesfehde besteht? So bin ich nur auf die Kinder der Heiden am Equha angewiesen. Es sind gegen 16—18 Kinder, die aber äußerst eifrig sind. Bemerkenswert ist, daß die Protestantenten, die ganz in der Nähe an-

dingen, ihre Schulen schließen müssten, weil sie zu wenig Kinder bekamen. St. Maria (Exopo) ist noch beim alten. Es sind gegen 40 Kinder. Fürchte nur, daß sie mal geschlossen wird, weil die Protestanten zu nahe sind und die Regierung sehr hinter den Privatschulen her ist. Bitte, gedenken Sie dieser Schule manchmal im Gebete. Die Mutter der Gnade möge doch ihren Sprößling schützen.

Eine weitere Nachschule haben wir nun auch bei Alexia Mtschengu. — Vom Klosterbau hätten Sie gern ein Photo. Aber leider ist das noch nicht möglich. Bis jetzt sieht man droben auf dem Berg eine Riesenfläche, ferner einen Berg von Ziegeln und mehrere Straßen, deren eine zum Fluß führt, wo wir Sand holen, die andere in den Steinbruch, weil das Fundament mit Bruchsteinen gemacht werden soll. Ein andermal mehr vom Klosterbau.

Dieses Jahr habe ich sechs Brüdernovizen. Klerikernovizen keine. Doch sind eine schöne Zahl ins Seminar eingetreten und auch mehrere Postulanten.

Nun aber Kurzschluß, wenn auch nicht an der elektrischen Leitung, (denn es geht bei Petroleumlampe) so doch in meinem Geschreis. Nochmals herzlichen Dank für ihre milden Gaben. Der göttliche Kinderfreund möge es Ihnen und den Wohltätern reichlichst vergelten . . . (Folgt gewöhnlicher Briesschluß.)

P. S. Noch etwas. Möchten Sie die Güte haben und an den Professor der Missionsswissenschaft in Würzburg schreiben und ihn bitten, er möge mir einige Bilder von Gazi Duma, jetzt Pius, zukommen lassen. Er hat nämlich eine ganze Menge Aufnahmen von ihm gemacht. Meine Schwester würde gerne für die Kosten der Photos aufkommen. Für mich wäre es eine große Freude, einige zu bekommen. Vielleicht wären Sie selbst auch interessiert daran, weil Sie den Mann ja auch kennen. Schon im voraus herzlichen Dank. —

Von P. Xaver Brunner RMM., von dem ich schon einmal einen Brief veröffentlichte, erhielt ich vor einiger Zeit erneut ein Lebenszeichen und gute Nachrichten. Aus seiner Missionstätigkeit erzählt mir der eifrige Missionar unter anderem in seinem Briefe folgende Begebenheit:

„Vor etwa drei Wochen wurde unser Krankenbruder, der sich bei den Schwarzen seiner berühmten Medizin wegen schon in kurzer Zeit einen Namen gemacht hat, zu einem franken Burschen gerufen. Er traf ihn schwer frank an. Als ich von der Außenstation St. John zurückreitend in dieselbe Gegend kam, ließ ich es mir nicht nehmen, einen Abstecher zu machen, um den franken heidnischen Burschen ebenfalls zu besuchen. Wollte der Bruder seinen Leib wieder kurieren, so ging ich darauf aus, ihn an der Seele zu heilen. Gerade bei Krankheiten sind ja die Menschen, wie Sie wissen, für übernatürliche Wahrheiten und Trost mehr zu haben als in gesunden Tagen. Und nicht selten benützt Gott solche Gelegenheiten, um die Leute für Ewigkeitsgedanken empfänglich zu machen. Bruder Gerold war bei mir. Er sucht mich in die Zulusprache einzuführen und erklärt an den Sonntagen das Evangelium, bis ich selbst die Sprache kann. Wir bogen etwas von der Straße ab zu einer kleinen Hütte und fragten nach dem Kranken. Kinder, halb bekleidet, und eine Frau standen vor der Hütte, die uns nach langem Hin- und Herfragen nach Zuluart die Richtung zeigten. Wohl konnte man vom Platze aus die Hütte des Kranken sehen, aber wir mußten vorher noch durch eine tiefe Schlucht. Nur enge Fußpfade führen an den tiefen Abgründen vorbei, und wenn man einen Pfad verliert, kann man in größte Lebensgefahr kommen. Da die Heiden sehr entgegen-

kommen sind und einen natürlichen Anstand besitzen, wie man ihn bei Zivilisierten oft vermisst, so gab uns die gefragte Frau ihren Sohn als Bealeiter mit. Dieser heidnische Knirps hatte den schönen Namen Cintindhlu (Hüttenzerstörer). Er fühlte sich gleich als Führer und schritt uns voraus als hätte er eine Regimentsparade abzunehmen; dabei hatte er aber nur ein zerrissenes Hemd an, das man kaum noch als solches erkennen konnte und darüber einen alten englischen Militärrock. Unter der sicheren Leitung dieses Helden mit dem schönen Namen kamen wir auch bald an die Hütte des Kranken. An einen steilen Abhang war sie hingeklebt wie ein Schwalbennest. Wir stiegen vom Pferde. Durch das kleine Loch der Hütte schlüpften wir hinein zu dem Kranken.

Nun, glücklich in der Hütte drinnen, die außer diesem Einschlupfloch keine andere Öffnung hat, stellten wir uns etwas hin, bis sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Dann begrüßten wir den kranken Burschen, der am Feuer hockte und nur mit einer Decke bekleidet war. Mittlerweile waren schon auch noch andere Leute in die Hütte gekommen; denn wenn der Missionar kommt, dann laufen ja gleich alle Leute zusammen. Sie brachten uns ganz niedere Stühlchen, auf die wir uns niederließen. So ein Sitz ist alles eher als bequem, da die Stühlchen kaum eine Handbreit hoch sind; aber es ist immer noch besser, als sich auf den mit Kuhmist beschmierten und von kriechenden Tieren wimmelnden Boden hinzuhocken, wie es die Schwarzen nicht anders wissen. Nach den gebräuchlichen Begrüßungszeremonien, die ich Ihnen nicht eigens beschreiben brauche, erkundigten wir uns nach dem Namen. Erst durch viele Fragen und mit Hilfe der Herumhockenden brachten wir heraus, wie der Bursche hieß. Er hatte den für Schwarze so kostbaren Namen Komo (Ochse). Sein Vater ist bereits tot. Seine Mutter war beim Biertrinken, einer Hauptbeschäftigung der Eingeborenen. Wir sandten sofort ein Mädchen aus, um die Mutter zu holen. Diese ist bereits eine Christin. Nach vielem Herumsprechen und nichtssagendem Geschwätz kam das Gespräch auch auf unseren eigentlichen Besuchszweck und wir fragten, ob er getauft werden wolle. Der Bruder gab sich alle Mühe, ihm im denkbarst väterlichen Tone die Schönheiten eines Gotteskindes usw. klar zu machen und ihn zur Taufe zu bewegen, aber alles war umsonst. Sobald die Rede auf die Taufe kam, wandte sich der Schwerkranke von uns ab, ja wurde sogar mürrisch, so daß wir nichts machen konnten. Wir verabschiedeten uns daher unverrichteter Dinge in freundlichster Weise von ihm, um ihm zu zeigen, daß wir nur sein Bestes und sein Glück wollten. Der Mutter gaben wir noch den Auftrag, ihn etwas zu unterrichten und versprachen, wieder zu kommen. Wir stiegen aufs Pferd und heimwärts ging's. Mir war ganz eigenartig zu Mute; denn dieser Fall war der erste in meiner Missionsarbeit, daß ich unverrichteter Dinge abziehen mußte, während bisher die Leute so willig waren und sogleich mit ganzer Seele nach der Taufe verlangten. Dieser Besuch war an einem Montag.

Am Samstag der darauffolgenden Woche mußte ich wieder den gleichen Weg machen und ging deshalb erneut zu unserem Komo. In der Nähe war ein Biergelage gewesen und alle Leute, die herbeikamen, ließen deutlich erkennen, daß sie tapfer mitgezehrt hatten. Die ganze Hütte füllte sich mit Leuten und wir versuchten, den Komo umzustimmen, aber alles Zureden war wieder umsonst. „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute umsonst.“ Nicht unser Zureden, sondern die Gnade von oben

mußte da wirken. Komo hockte am Feuer, das immer in der Hütte brannte. In seinen Ohrläppchen hatte er je eine Spanne langes Steckchen stecken, spuckte zeitweilig ins Feuer und zeigte sich gar nicht bereit, uns anzuhören. Er gab nur die eine Antwort und beharrte darauf, sein inhliziyo (Herz, das seinen Sitz nach Auffassung der Schwarzen im Halse, Kehle hat) sagt, es wolle nicht getauft werden. Die Sache kam mir doch



Br. Abel, 30 Jahre Krankenpfleger von Mariannhill

verdächtig vor. Zusehends hatte er sich verschlechtert und war dem sicheren Tode nahe. Sollte er wirklich nicht aus den Klauen des bösen Feindes entrissen werden, da er doch so schön Gelegenheit hat, direkt in den Himmel zu fahren. So ließ ich ihn fragen, warum er eigentlich so hartnäckig sei. Nach langem Herumreden bekannte er, er sei in der Jugend schon in die Stadt Durban gewandert zur Arbeit und da sei er von Weißen verführt und missbraucht worden. Diese Schuld könne ihm niemand

verzeihen, darum sei er auch der Taufe nicht würdig. Von den Weißen mißbraucht! Nun war der Komplex gelöst. Er hatte bekannt. Trotzdem wollte er von der Taufe immer noch nichts wissen, obwohl wir ihn nun entsprechend aufklärten und ihm sagten, daß ja die Hauptshuld nicht auf ihm, sondern auf den Verführern liege, wie der liebe Gott jedem reumütigen Sünder gern verzeiht und ihn wieder als sein Kind aufnimmt usw. Wiederum mußten wir unverrichteter Sache abziehen.

Am darauffolgenden Montag, von der Außenstation zurückkehrend, versuchten wir mit der Gnade Gottes nochmals unser Glück. Wir bangten, ihn nicht mehr unter den Lebenden anzutreffen. Doch er lebte noch und somit war die Hoffnung seiner Rettung noch nicht verloren. Wir gingen in die Hütte und begrüßten unseren Komo freundlich, der am Feuer saß und schon sehr schwach war. Nach einem Hin und Her kamen wir wieder auf den Zweck unseres Kommens. Und siehe da, unser Komo war ein ganz anderer. Er war nicht mehr so hart, hörte uns gerne zu und ließ sich unterrichten. Die Gnade Gottes hatte die Kruste durchbrochen. Schließlich fragte ich ihn mit milden, hoffnungsvollen Worten: „Komo, uhatanda ukubapatiswa na?“ (Komo, willst du getauft werden?) Und er antwortete mich anblickend: „Agiyatanda“ (ich will). Endlich das langersehnte: „Agiyatanda!“ Ganz kurz wurde er noch einmal unterrichtet und Reue und Leid mit ihm erweckt, soweit es seine Schwachheit noch erlaubte, — man muß sich da mit dem Allernotwendigsten zufrieden geben — und dann konnte alles zur hl. Taufe Notwendige hergerichtet werden.

Draußen regnete es in Strömen, finster war es in der Hütte. Einige Leute saßen herum, alles Heiden. Ich fragte nach einem Taufpaten. In der ganzen Gegend wohnt nur ein katholischer Bursche, aber niemand wußte, wo er eben war. Nun nahm ich meine Satteltasche, in der ich die ganze Sakristeinrichtung stets bei mir trage, vom Pferde. Die zwei kleinen Stühlchen dienten mir als Tisch. Darüber breitete ich eine kleine Decke und packte alle zur Taufe notwendigen Sachen aus. Mittlerweile wurde Komo auch äußerlich auf seinen wichtigsten Augenblick vorbereitet. Seine Mutter zog ihm ein Hemd an; denn er war bisher nur mit einer schmierigen Decke umhüllt. Eine Strohmatte wurde ausgebreitet und der Glückliche darauf gesetzt. Dann kniete ich mich neben ihn und begann die Zeremonien, nachdem ich den Namen Michael ausgewählt; denn dessen Fest war beim ersten Besuch gewesen. Das Wasser der Reinigung ließ nun über seine Stirne und gleich war er kein Heide mehr. — Komo war ein Michael geworden. Ich ließ ihn nun fragen, warum er sich so lange widergesetzt habe. Er antwortete: „Die große Schuld mit den Weißen hatte mich ganz verstoßen gemacht, nach eurem Besuch dachte ich aber über eure Worte nach und da hat mein inhlizio zugesagt und nach der Taufe verlangt.“ Ein ganz anderer Mensch war er nun. Seinen Blicken sah man die Freude an, sein ganzer Gesichtsausdruck war jetzt ein anderer. Noch einmal besuchte ihn der Bruder und sah ihn freudestrahlend trotz seiner schweren Krankheit. Schon am anderen Tage ging er heim in die bessere Heimat. Michael wurde auf dem Gottesacker der Station beerdigt. Bei seinem Begegnis war eine große Zahl von heidnischen Burschen und Männern. Br. Zölestin, der den Friedhof in Ordnung hält, pflanzte auf das Grab des so jung Dahingeschiedenen Blumen, wie wir es ihm noch vor seinem Tode versprochen haben. Unter der geweihten Erde schläft er jetzt ruhig dem letzten Gerichte entgegen als ein Schäflein, das noch in letzter Stunde heim gefunden.